

Predigt

anlässlich des Kongresses „MissionRespekt. Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“ am 27.8.2014 in Berlin von Bischöfin Rosemarie Wenner

Predigttext: Lukas 10,1-5

Danach suchte der Herr zweiundsiebzig andere aus und sandte sie zu zweit voraus in alle Städte und Ortschaften, in die er selbst gehen wollte. 2 Er sagte zu ihnen: Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden. 3 Geht! Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. 4 Nehmt keinen Geldbeutel mit, keine Vorratstasche und keine Schuhe! Grüßt niemand unterwegs! 5 Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als erstes: Friede diesem Haus!

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater und unserem Herrn Jesus Christus.

Liebe Geschwister,

Vergangenen Samstag kam ich von einem Besuch der Methodistischen Kirche in Ghana zurück. Meinen Gastgeber war es sehr wichtig, dass ich die Wesley-Kathedrale in Cape Coast besuchte. Dort sind unter der Kanzel die ersten methodistischen Missionare begraben. Pastor Dunham kam am 1. Januar 1835 in Cape Coast an und starb am 26. Juni desselben Jahres vermutlich an Malaria. Trotzdem ließen sich weitere Menschen genau an diesen Ort aussenden. Sie antworteten auf den Ruf, als Arbeiter in Gottes Weinberg die Ernte einzufahren. Dabei waren sie gewiss, den Heil bringenden Glauben im Gepäck zu haben. Diesen Glauben sollten die Menschen, bei denen sie Aufnahme fanden, genau so annehmen, wie man ihn in Europa verstanden hatte. Mission war den europäischen Missionaren wichtig.

Mit dem Respekt für die einheimische Kultur haperte es.

Während meiner Reise war ich auch oft versucht, die Arbeit der Schwesterkirche nach meinem theologischen Maßstab zu bewerten. Und angesichts fundamentalistischer Bedrohungen fällt es mir im interreligiösen Kontext schwer, das umzusetzen, was in dem Dokument „Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“ so ausgedrückt ist: „Selbst wenn das Evangelium bestimmte Aspekte von Kulturen hinterfragt, sind Christen und Christinnen dazu berufen, alle Menschen mit Respekt zu behandeln“.

Wie sieht das denn in der biblischen Geschichte der Aussendung der 72 aus? Von den zwölf Aposteln lesen wir wenige Verse zuvor, wie sie losgeschickt wurden in Gottes

Mission. Nun heuerte Jesus weitere 72 Menschen an. Die Zahl 72 stand für die Vollzahl der Völker. So drückte der Evangelist Lukas aus: Das Heil, das mit Christus Gestalt gewinnt, gilt allen! Es ist niemand ausgenommen. Keine Nation. Keine kulturelle Gruppe. Keine soziale Schicht. Mitten in den Zentren der Macht, aber auch an den Rändern, wo Arme ihr Glück suchen, soll das Evangelium verkündigt werden. In dieser Sendung werden Mitarbeitende gebraucht. Paarweise sollten die 72 losgehen, und zwar dahin, wo Jesus, der Kyrios, der Herr, dann selber hingehen wollte. Es ging also nicht um die Mission der 72. Ebenso wenig wie es heute um die Mission der Evangelischen Allianz oder der Römisch-katholischen Kirche oder des Ökumenischen Rats der Kirchen geht. „Bittet den Herrn der Ernte ...“, so ermahnt Jesus. Wir sind weder in eigener Mission unterwegs noch sind wir die Herren. Deshalb ist das Gebet die Grundlage unseres Wirkens.

Die 72 werden ohne Ausrüstung losgeschickt. Heute sind zahlreiche leitende Leute aus Kirchen und Missionsgesellschaften hier. Niemand von uns würde den Menschen, die bei uns unter Vertrag sind, so etwas zumuten. Und wir selber gehen schon gar nicht so los. Ohne Geldbeutel. Ohne Tasche. Ohne Schutz. Ohne Sicherheiten. Wehrlos. Wie Schafe unter den Wölfen.

Muss man sich denn aufopfern in Gottes Mission? Nein. Aufgeopfert hat sich der, der uns ruft, Jesus. Aber lernen von Jesus, ihm ähnlicher werden, in seiner Gesinnung unterwegs sein, das ist der Kern des Christseins!

Das bedeutet, dass wir die Sorge um uns selbst in Gottes Hand geben. Jesus lebte genau so, wie er es denen anbefahl, die er losschickte: Er lebte ohne materielle Sicherheiten und machte sich vom Wohlwollen derer abhängig, die er traf. Er brauchte jeden Abend Leute, die ihm ihr Haus öffneten und ihm einen Platz an ihrem Tisch einräumten. Indem Jesus sich bedürftig machte, schenkte er sich selbst. Da wird das Wort „Respekt“ auf ungewöhnliche Weise gefüllt. Wir respektieren unsere Gegenüber nicht nur als freie Menschen, die ihren Weg selber wählen dürfen. Dass Mission und Zwang einander ausschließen, haben Gott sei Dank die meisten Christen und Christinnen gelernt. Wer Jesu Beispiel folgt, achtet den fremden und andersgläubigen Mitmenschen darüber hinaus als jemanden, der uns etwas zu geben hat.

Obwohl wir in aller Regel nicht ohne Tasche und ohne Geld losgehen, so haben wir doch nicht alles im Gepäck. Wir Menschen brauchen einander: Die, mit denen wir losgeschickt werden – die oftmals auch recht fremden christlichen Geschwister, aber auch die, denen wir auf dem Weg begegnen werden. Miteinander werden wir erfahren, wie der Kyrios, unser Herr, uns verbindet, so dass wir die Welt so mitgestalten, wie es Gottes Willen entspricht.

Ist es nicht blauäugig, in dieser Haltung loszuziehen und sich mit offenem Visier den Begegnungen auszusetzen? Am Ende werden vielleicht die Wölfe stärker sein. Die Wöl-

fe der Terrormiliz IS zum Beispiel, die uns die grausame Fratze einer vom Fundamentalismus entarteten Religion zeigen. Machen wir uns gar zum Komplizen von Unrecht und Gewalt, wenn wir naiv christlich losziehen und den Wölfen nichts entgegen setzen? Tun wir nicht doch gut daran, unsere Werte zur Not auch mit Gewalt zu verteidigen? Gewalt und Unrecht sind in der Tat nicht zu respektieren.

Wir haben allem zu widerstehen, was Leben bedroht. Andernfalls wären wir nicht im Namen des Herrn unterwegs, der den Tod überwand. Doch auf dem Weg zum Frieden muss Frieden unser Mittel sein und nicht nur unser Ziel.

Weihnachten 1967 predigte Martin Luther King in der Ebenezer Baptist Church in Atlanta, Georgia. Er nahm auf seine berühmte Washingtoner Rede von 1963 Bezug, in der er seinen Traum von Frieden und Freiheit entfaltete. In jener Weihnachtspredigt im Jahr 1967 führte Martin Luther King aus, dass sein Traum anlässlich der anhaltenden Realität der Rassenkonflikte und des Vietnamkriegs oftmals zum Alptraum wurde. Doch zum Ende der Predigt sagte er: „Ich träume auch heute noch davon, dass eines Tages der Krieg ein Ende nehmen wird, dass die Männer ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen, dass kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben und nicht mehr kriegeln lernen wird. Ich träume auch heute noch davon, dass eines Tages das Lamm und der Löwe sich miteinander niederlegen werden und ein jeglicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen wird ohne Scheu ... Ich träume noch immer davon, dass wir mit diesem Glauben imstande sein werden, den Rat der Hoffnungslosigkeit zu vertagen und neues Licht in die Dunkelkammern des Pessimismus zu bringen. Mit diesem Glauben wird es uns gelingen, den Tag schneller herbeizuführen, an dem Frieden auf Erden ist.“

Angespornt durch dieses große Vorbild gebe ich die Hoffnung auf Frieden, mit gewaltlosen Mitteln geschaffen, nicht auf. Die Situation im Irak, in Syrien, in der Ukraine und in Israel und Palästina ist wie ein Alptraum. Dass wir uns in Europa so schwer tun, mit den Flüchtlingen würdig umzugehen, stimmt mich traurig. Doch ich bleibe auf dem Weg, den Jesus uns weist.

„Friede diesem Haus!“, mit diesem Gruß sollen wir als Jesu Gesandte Fremden gegenüber treten. Wir kommen in der Kraft Gottes, der allem Geschaffenen Schalom verheißt. Deshalb achten wir, was Gott geschaffen hat und sehen in jedem Menschen Gottes Bild, und sei es noch so entstellt. Auch wenn sich unsere Hoffnung auf ein friedliches Miteinander nicht schnell erfüllt, so geben wir dennoch dem Hass keinen Raum. Dieser Weg ist zweifellos ein riskantes Abenteuer. Weil uns der gekreuzigte und auferstandene Christus voran geht, wird er dennoch zum Ziel führen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen, Sinne und Gedanken in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.